WiQ Nr. 23 / 2. Halbjahr 2022

Wir im Quartier

Frankfurt (Oder) „Innenstadt – Beresinchen“

ZUM MITNEHMEN

© Tessa Müller

Die Zeitschrift von Bürger:innen für Bürger:innen

Krieg in der Ukraine, meine Erfahrung als freiwillige Helferin

Seite 4

[Kriminalgeschichten] Das Geständnis

Seite 19 – 21

Das Brückenbauerprojekt: Leben in Neuberesinchen

Seite 26 – 27

Charlotte Strauch

Aus Alt mach Neu – Auf Entdeckungstour im Laden „Créatif“ (Seite 24 – 25)

Liebe Leserinnen und Leser,

© Arne Steinmann

normalerweise begrüßt Sie an dieser Stelle unser liebgewonnenes Maskottchen WiQtoria, aber was ist heutzutage schon noch normal? Wir sind zur Entscheidung gekommen, dass wir gerne mal wieder selbstständig unsere Ausgaben einleiten möchten. Und warum auch nicht? Selbstständigkeit ist doch eine tolle Sache! Da denke ich sofort an einen dieser tollen Orte in der Stadt, wo man selbstständig arbeiten kann, aber dabei nicht allein sein muss. Zumindest nicht die ganze Zeit. Wer hierzu gerne sofort mehr erfahren möchte, der kann gleich mal einen Blick auf die Seiten 9 bis 11 werfen. Hier wird das BLOK O vorgestellt, ein Ort, wo es sich wunderbar zusammen arbeiten lässt mit einer Tasse Tee oder Kaffee in der Hand, natürlich! Ebenso selbstständig arbeitet Stephan Pierau, der hat aber gleich einen ganzen Laden für sich: einen Friseursalon, den er uns auf den Seiten 14 bis 16 präsentiert mit seinen eigenen Fotos und die Hintergrundgeschichte, warum er nach Frankfurt (Oder) zurückkehrte.

Diese Ausgabe widmet sich bei genauerer Betrachtung verstärkt dem Thema *Arbeitswelt*. Woran mag das bloß liegen? Aber auch ehrenamtliche Arbeit liegt hoch im Kurs. Das haben die, allgemein ausgedrückt, gesellschaftlichen Verhältnisse wohl bitter nötig. Unsere ehrenamtliche Redakteurin Franziska Liebenau hat sich Anfang des Jahres einem weiteren Ehrenamt gewidmet und berichtet uns davon gleich im ersten Beitrag auf Seite 4. Die Stadt Frankfurt (Oder) bietet auf jeden Fall viele Möglichkeiten, sich ehrenamtlich zu beschäftigen. Auch kreative Angebote bleiben nicht zu wünschen übrig. Für die jüngeren Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt gibt es beispielsweise eine spannende und bereichernde Aktivität: aus alten Dingen etwas Neues zaubern. Der Laden „Creatif“ vom Verein „Flexible Jugendarbeit“ hat in der Berliner Straße Quartier bezogen und bietet dort kostenfrei diesen tollen Service an, nachzulesen in einer Aktionsgeschichte auf den Seiten 24 bis 25. Schauen Sie doch mal vorbei, sowohl hier in der Ausgabe, als auch vor Ort. Ein Besuch lohnt sich und nehmen Sie ihre Kinder oder Enkel mit oder junge Menschen aus ihrem unmittelbaren Umfeld. Junge Menschen sollten auf jeden Fall auch mehr mitreden können, um uns Erwachsenen vielleicht auch mal die Augen zu öffnen. Ist dies vielleicht gelungen in dieser Ausgabe? Werfen Sie doch mal einen Blick auf die Seiten 12 bis 13 und diskutieren Sie gerne mit. Hier nehmen eine Jugendlicher und ein Erwachsener Stellung zum Thema Legalisierung von Cannabis. Über Leserbriefe und weitere Kommentare freuen wir uns immer!

Zusammenarbeiten kann man auch über Landesgrenzen hinweg. Das möchte das Projekt „Common Ground – Über Grenzen mitgestalten“ angehen. Einen Einblick hierzu finden Sie auf der letzten Seite. Etwas zusammen bewirken ist auch das Credo der Brückenbauer:innen Kampagne. Viele Aktivitäten gab es im Vorfeld der Bewerbungsphase für das „Zukunftzentrum für Europäische Transformation und Deutsche Einheit“. Auf den Seiten 26 bis 27 wird eines der Projekte vorgestellt: „Leben in Neuberesinchen“ lässt ein altbekanntes Thema der Stadt wieder aufblitzen. Dieses Mal wird der Stadtteil vorwiegend aus dem Blickwinkel junger Menschen betrachtet. Da sind sie wieder, die Kinder und Jugendlichen. Geben Sie doch ihre Ausgabe einfach mal einem jungen Menschen, den Sie kennen, in die Hand. Vielleicht findet sich sogar ein begeisterter Schreiber oder eine begeisterte Fotografin darunter. Nachwuchs können auch wir gut vertragen, um das Projekt „Wir im Quartier“ weiterhin gemeinsam und ehrenamtlich zu gestalten.

Eure WiQ-Redaktion

Inhalt

SOZIALER ZUSAMMENHALT IN DER DOPPELSTADT

4 Krieg in der Ukraine, meine Erfahrung als freiwillige Helferin

© Wolfgang Raeke

5 Projekt: Bürgerladen - Sozialkaufhaus

© Wolfgang Raeke

STADT-KULTUR-LEBEN

6 – 8 Kunst im öffentlichen Raum: Kunstpatinnen und Kunstpaten gesucht

© Johanna Pohland

9 – 11 Schöne neue Arbeitswelt — das BLOK O stellt sich vor

© sparda-bank berlin eG

12 Cannabis-Legalisierung in Deutschland

13 Ein Kommentar: „Cann.abis denn Sünde sein?“

14 – 16 S. Pierau – Einer, der zurückkehrte

17 – 18 Sieben Anläufe bis zur Grundbildung

© Grundbildungszentrum FFO

19 – 21 [Kriminalgeschichten] Das Geständnis

22 – 23 Lyrik von unserem Redakteur Dr. Peter Marchand

AKTIONEN IM QUARTIER

24 – 25 Aus Alt mach Neu – Auf Entdeckungstour im Laden „Créatif“

26 – 27 Das Brückenbauerprojekt – „Leben in Neuberesinchen“

© Johanna Pohland

... UND ZUM SCHLUSS

28 Common Ground – Über Grenzen mitgestalten

© Sören Bollmann

IMPRESSUM:

Ausgabe Nr. 23
2. Halbjahr 2022

Herausgeber:

Stiftung SPI
Niederlassung Brandenburg Süd-Ost

Stadt Frankfurt (Oder)
Dezernat II, Bauamt
Goepelstrasse 38, Haus I
15234 Frankfurt (Oder)
0335 552 611 1
www.sozialestadt.frankfurt-oder.de

Redaktion:
Anja Millow, Franziska Liebenau, Dr. Ina Pfitzner, Lothar Ruhlig, Lukas Hoffmann, Lukas Lindemann, Magdalena Scherer, Martin Hampel, Dr. Peter Marchand, Tessa Müller und Wolfgang Raeke

Kontakt:
Quartiersmanagement Frankfurt (Oder)
Franz-Mehring-Straße 20
15230 Frankfurt (Oder)
0177 346 899 1
quartiersmanagement-ffo@stiftung-spi.de

Fotos und Grafiken:
Kennzeichnungen am Bild

Layout und Satz:
Janine Stiefel
Nedlitzer Straße 83, 14469 Potsdam
Janine.Stiefel@fh-potsdam.de
0163 73 15 295

Druck:
SAXOPRINT GmbH
Enderstraße 92c, 01277 Dresden

Auflage:
2.000 Exemplare

Die Zeitschrift wurde aus Fördermitteln im Rahmen des Städtebauförderungsprogramms „Soziale Stadt“ und mit Mitteln der Stadt Frankfurt (Oder) finanziert.

Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat
LAND BRANDENBURG – Ministerium für Infrastruktur und Landesplanung
STÄDTEBAU-FÖRDERUNG – von Bund, Ländern und Gemeinden
ODER FRANKFURT SŁUBICE – Ohne Grenzen. Bez granic.

Krieg in der Ukraine,
meine Erfahrung als freiwillige Helferin

Franziska Liebenau

© Wolfgang Raeke

■ Es war Ende Februar als uns Alle die Nachricht erreichte, in Europa ist Krieg! Gelähmt saß ich vor dem Fernseher und schaute mir jeden Tag die Berichterstattung an und es schockierte mich mehr und mehr. Ich musste was machen, irgendwie helfen!

So begann meine Reise als Helferin im Ukraine-Krieg! Eine Reise durch zahlreiche Emotionen und Gefühle, Trauer und Wut, Schockzustand und Hilflosigkeit aber auch Freude, Dankbarkeit und Liebe!

Mitte März trat ich das erste Mal meinen Dienst als freiwillige Helferin am Bahnhof in Frankfurt (Oder) an. Ich kam an in einer Menschenmenge von Helfer:innen, überall gab es Baustellen, Spenden mussten sortiert, Verpflegungsbeutel gepackt und vor allem die ankommenden Menschen aus der Ukraine aufgefangen und betreut werden. Die ersten Tage meines Einsatzes kam ich nach Hause, manchmal erst gegen 2 Uhr früh, und wurde überrollt von meinen Gefühlen und Eindrücken. Ich lag wach und tausend Bilder schossen durch meinen Kopf. Ich bin mir sicher, jede:r Helfer:in erging es genauso. Mit der Zeit kamen viele Hilfsorganisationen dazu, die Struktur und Ordnung in den Ablauf der Hilfsaktion brachten und uns freiwilligen Helfer:innen unterstützten. So konnten wir uns verstärkt am Bahnsteig um die Menschen kümmern. Zu Beginn suchten viele Menschen Zuflucht in Frankfurt (Oder) und wir organisierten Unterkünfte und den Transport dorthin. Ebenfalls versorgten wir sie mit Lebensmitteln. Für die Kinder wurde zahlreiches Spielzeug und kleine Süßigkeiten gespendet, um ihnen wieder ein Lächeln in das Gesicht zu zaubern und sie von den schrecklichen Ereignissen, die hinter ihnen liegen, abzulenken. Viele Menschen reisten auch weiter nach Berlin oder Hannover und von dort aus in die ganze Welt. Wir stiegen in die Züge ein, schauten, ob alles in Ordnung ist und versorgten auch die Durchreisenden mit Nahrungsmitteln und kleinen Aufmerksamkeiten von unseren großartigen Spender:innen. Viele Erinnerungen begleiten mich seit meinem Einsatz, gute, aber auch traurige.

Eine kleine Erinnerung, die mich tief berührte, möchte ich mit Euch teilen: Eines Abends stand ich am Bahnhof, kleine Spielzeugbeutel in der Hand und wartete darauf, dass ich einigen Kindern im Zug eine Freude machen kann. Ich stieg ein, verteilte lächelnd die Beutel und da saß ein kleiner Junge, vielleicht sieben Jahre alt, mit seiner Mutter. Ich gab ihm einen Beutel, er lächelte und nickte. Ich ging weiter durch das Zugabteil. Als ich mich umdrehte, kam ich an den Jungen wieder vorbei. Er öffnete gerade seinen Beutel und zog ein gemaltes Bild heraus. Viele Kindergärten in Frankfurt (Oder) schrieben und malten kleine Grußbotschaften an die ukrainischen Kinder. Plötzlich stiegen ihm die Tränen in die Augen, er zeigte das Bild ganz aufgeregt seiner Mutter, ich konnte nicht lesen was auf dem Bild stand, aber in seinen Augen sah ich die Freude und Rührung des Bildes und das Leid der ganzen Welt zugleich! Wir schauten uns an, ich blieb vor Rührung stehen und auch mir lief eine Träne übers Gesicht. Der kleine Junge lächelte mich an, die Zeit schien stehen zu bleiben, dann kam das Signal: „Alle Helfer raus, der Zug fährt ab!“

Ich musste gehen.

Noch heute vergieße ich eine kleine Träne, wenn ich an einige Situationen als freiwillige Helferin denke und bin tief gerührt. Sechs Wochen lang verbrachte ich viel Zeit am Bahnhof und möchte mich hier in diesem Rahmen ganz herzlich bedanken! Vielleicht erwische ich nicht jede Organisation, die geholfen hat, aber alle mit denen ich Kontakt hatte, möchte ich hier erwähnen.

Ich sage danke an das THW, die DLRG, das DRK, die Bundespolizei, die Stadt Frankfurt (Oder), das ZABH, Herrn Kurzwelly und Herrn Engbers vom Słubfurt e. V., Herrn Klähn vom Verein „Vielfalt statt Einfalt“, Frau und Herrn Pachmann von der katholischen Kirchengemeinde und die zahlreichen Frankfurter:innen, die privat vielen Menschen in ihrem zu Hause Zuflucht gewährt haben oder/und auch den vielen Spender:innen von Sachgegenständen oder/und finanziellen Mitteln. Der größte Dank geht an die unendlich vielen freiwilligen Helfer:innen aus unserer Stadt und auch aus anderen Städten Deutschlands, die extra zum Helfen nach Frankfurt (Oder) gereist sind.

Projekt:
Bürgerladen – Sozialkaufhaus

Lothar Ruhlig

© Wolfgang Raeke

■ In Frankfurt (Oder) sind viele Menschen auf Unterstützung angewiesen. Deshalb gibt es Projekte, die den Betroffenen Hilfe anbieten. In der Fürstenwalder Str. 48 – 49 befindet sich der „Bürgerladen – Sozialkaufhaus“ der „Arbeitsloseninitiative unter dem Dach der Volkssolidarität Frankfurt (Oder) e. V.“. „Wer wenig hat, dem wird geholfen!“ Unter diesem Motto setzen sich die Mitarbeiter mit großem Engagement und viel Energie für die Betroffenen der Stadt ein. WiQ hat mit dem Leiter der Einrichtung, Herrn Michael Kopp, gesprochen:

Herr Kopp, welche Aufgaben hat ihre Einrichtung „Bürgerladen – Sozialkaufhaus“?

Wir nehmen alle Spenden der Bevölkerung aus Frankfurt (Oder) und Umgebung an. Es erfolgt kein Ankauf. Oft rufen Menschen uns an, um etwas anzubieten. Dazu zählen: Bekleidung für Damen, Herren und Kinder sowie Spielsachen, Haushaltsartikel, Möbel, Fernseher, Waschmaschinen, Kühlschränke, eigentlich alles.

Die Dinge werden als Spenden abgegeben, der Käufer entrichtet eine Spende. Finanzieren müssen wir uns zum größten Teil selbst und kommen für Miete, Nebenkosten, Personal und Sonstiges aus unserer Tätigkeit auf. Dabei werden 1,5 Stellen von der Stadt unterstützt.

Unser Kaufhaus hat von Montag bis Freitag zwischen 8:00 und 16:00 Uhr geöffnet.

Wir versorgen rund 1500 Kunden im Monat.

An welche Menschen richtet sich das Angebot ihrer Einrichtung?

Die Käufer sind bedürftige Rentner, Studenten sowie junge Leute, die ihre Wohnung einrichten wollen. Grundlage ist ein Nachweis der Bedürftigkeit z.B. der Rentenbescheid oder ein Hartz4-Nachweis. Bis zu einem Nettoeinkommen von 1160,- € kann man bei uns einkaufen.

Bitte stellen Sie uns Ihre Mitarbeiter kurz vor.

Bei uns arbeiten Festangestellte, Beschäftigte vom Bundesfreiwilligendienst, ehrenamtlich Tätige, Menschen, die Sozialstunden ableisten und Praktikanten. In sprachlicher Hinsicht sind wir gut aufgestellt. Zum Personal zählen polnisch, russisch und arabisch sprechende Mitarbeiter, sodass wir auf unsere Kunden gut eingehen können.

Wie hat sich Corona auf Ihre Einrichtung ausgewirkt?

Durch Corona war eine fünfmonatige Schließung erforderlich, wobei wir uns in unserer Arbeit nach den Vorgaben für den Einzelhandel richteten. Verschiedene Aktivitäten wurden vorübergehend eingestellt und werden nun nach und nach wieder angeboten. Auch die Ukrainekrise wirkt sich auf die Kundschaft aus, es kommen verstärkt ukrainische Flüchtlinge zu uns.

Wie funktioniert die Vernetzung mit anderen Einrichtungen?

Wir gehören zur „Arbeitsloseninitiative unter dem Dach der Volkssolidarität Frankfurt (Oder) e.V.“ und sind mit anderen sozialen Einrichtungen gut vernetzt.

Haben Sie zum Abschluss unseres Gespräches noch etwas, was Sie gerne sagen möchten?

Viele haben eine Hemmschwelle, sich ihre Notlage einzugestehen. Ich möchte sie ermuntern, sich bei uns umzusehen und unsere Angebote anzunehmen.

Kontakt:
Michael Kopp
Volkssolidarität
Frankfurt (Oder) e. V.
Frankfurter Bürgerinitiative
Bürgerladen - Sozialkaufhaus
www.arbeitsloseninitiative-ffo.de
buergerladen@
arbeitslos-initiative-ffo.de

Kunst im öffentlichen Raum:
Kunstpatinnen und Kunstpaten gesucht

Magdalena Scherer

© Jenny Friede

Von rechts nach links: Roland Rother (Künstler der „Muse“), Frank Heinz (Vorstand Frankfurter Kunstverein e. V.), Milena Manns (Dezernentin Kultur, Bildung, Sport, Bürgerbeteiligung und Europa), Magdalena Scherer (Kulturbüro, Bildende Kunst)

■ Kunstwerke sind im öffentlichen Raum von Frankfurt (Oder) an fast jeder Ecke zu finden. Einige von ihnen gestalten die Stadt bereits seit Jahrhunderten, andere erst seit wenigen Jahren. Doch aufgrund ihrer für alle zugänglichen Lage sind sie unabhängig von ihrem Alter unterschiedlichen Einflussfaktoren wie Witterung und Vandalismus ausgesetzt. Zugewachsene Sockel und Skulpturen, beschmierte Bronzeplastiken, zugemüllte Brunnen – das sind nur einige Beispiele dieser Einflussfaktoren. Das Kulturbüro der Stadt kümmert sich um diese Kunstobjekte und überprüft einmal jährlich deren Zustand. Doch eine Mitarbeiterin oder ein Mitarbeiter allein schafft es nicht, gleichzeitig alle Kunstwerke im Blick zu behalten. Um diese Werke daher weiterhin bewahren zu können, sucht das Kulturbüro Pflegepatinnen und -paten für die Kunst im öffentlichen Raum.

Patin oder Pate kann jede Einzelperson, jeder Verein, jede Organisation oder jedes Unternehmen werden. Die Aufgaben, die bei einer Patenschaft übernommen werden können, sind dabei vielfältig und hängen vom jeweiligen Kunstwerk ab. Die regelmäßige Kontrolle und das Mitteilen von Schäden, Verunstaltungen oder versuchten Diebstählen ist bei jedem Kunstwerk gewünscht. Darüber hinaus können auch einfache Reinigungen am Kunstwerk und Sockel vorgenommen oder die nähere Umgebung des Kunstwerks sauber gehalten werden. Welche Aufgaben man noch übernehmen kann, wird individuell mit den Patinnen oder Paten besprochen.

Damit umfangreiche Restaurierungen oder die Entfernung von Graffitis durchgeführt werden können, freut sich das Kulturbüro darüber hinaus über Spenden. Als Dankeschön erhalten die Patinnen und Paten eine Urkunde inklusive Foto vom jeweiligen Kunstwerk. Außerdem werden den Patinnen und Paten Führungen entlang der Kunstwerke oder durch Stadtteile angeboten, um die Objekte auch inhaltlich näher kennenlernen zu können.

Gestartet ist das Patenschaftsprogramm bereits im Frühjahr 2020, als gemeinsam mit ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern sowie einem Eimer voll Zitronen versucht wurde, die Figuren des Comicbrunnen von den hartnäckigen Kalkablagerungen zu befreien. 2021 bot das Kulturbüro erstmals eine Führung zur Erfassung von Schäden an Kunstwerken in der Großen Scharrnstraße an. Dabei erfuhren die Teilnehmenden nicht nur, worauf sie bei der Kontrolle der Kunstwerke zu achten haben, sondern auch etwas mehr über die Entstehungsgeschichten der einzelnen Kunstwerke.

Seit 2020 wurden bereits 13 Patenschaften abgeschlossen. Dabei interessierten sich neben Einzelpersonen auch verschiedene Vereine und Organisationen für die Pflege eines Kunstwerks. Mit der Bürgerinitiative Lennépark konnte eine Patin für die Bronzeplastik „Große Sitzende“ von Herbert Burschik, mit dem Zentrum für interdisziplinäre Polenstudien ein Pate für den „Trinkbrunnen“ von Christian Roehl in der Großen Scharrnstraße und mit der Arle gGmbH eine Patin für den „Stuhl“ von Eberhard Krüger gefunden werden.

• • • >

Eine Liste der Kunstwerke, die Paten oder Patinnen suchen, steht online auf www.kulturbuero-ffo.de oder einsehbar im Kulturbüro zur Verfügung. Interessierte können sich ein Kunstwerk aussuchen und sich bei mir (Magdalena.Scherer@kultur-ffo.de) melden.

© Kulturbüro FFO

1. August Martin Hoffmann: Mädchen mit Hahn

„Mädchen mit Hahn“ wurde 1973 von dem Bildhauer August Martin Hoffmann geschaffen. Drei weitere Kunstwerke des Künstlers sind im Stadtraum zu bewundern. Die Plastik befindet sich in der Walentina-Tereschkowa-Straße in Frankfurt (Oder)-Süd und wartet auf einen Paten oder eine Patin. An der Plastik sind kleinere Sandablagerungen, die mit einer weichen Bürste entfernt werden können, auch der Sockel kann von Unkraut befreit werden.

2. Christian Roehl: Plastik der Revolution

Die Entstehung der „Plastik der Revolution“ des Metallgestalters Christian Roehl fiel in den politischen Umbruch 1990. Aufgrund der langen Bauzeit im Umfeld der Plastik konnte diese erst 1991 aufgestellt werden. Nachdem die Plastik im letzten Jahr gereinigt wurde, befindet sie sich nun wieder in einem guten Zustand. Dennoch kann der Pate oder die Patin das Umfeld pflegen und darauf achten, ob das Kunstwerk noch vollständig ist.

© Kulturbüro FFO

• • • >

© Kulturbüro FFO

© Kulturbüro FFO

3. Friedrich Stachat: Platzgestaltung

Der Keramiker und Bildhauer Friedrich Stachat schuf diese Platzgestaltung 1982 zu dem Thema „Kinder der Welt – Welt der Kinder“. Die aus mehreren Sitzmöglichkeiten und Freiflächen bestehende Platzgestaltung befindet sich an der Franz-Mehring-Straße, Ecke Wieckestraße. Das Kunstwerk bedarf einer grundlegenden Reinigung, die von professionellen Restauratoren und Handwerkern durchgeführt werden muss. Bis dies geschieht, kann der Pate oder die Patin das Umfeld pflegen, das Brunnenbecken von Müll befreien oder die Sitzflächen mit einer weichen Bürste reinigen.

© Kulturbüro FFO

4. Uwe Falkenhagen: Sonnenuhr

Der Metallkünstler Uwe Falkenhagen schuf diese Sonnenuhr speziell für den Stadtteil Hansa-Nord. Sie wurde 1983 aufgestellt und markiert am Sonnensteig den Aufgang zum Hansaplatz. Hin und wieder wird dieses Kunstwerk durch Graffitis beschmiert. Der Pate oder die Patin kann solche Schäden dem Kulturbüro melden und darüber hinaus dafür sorgen, dass das Umfeld gepflegt wird.

Kontakt:
Kulturbüro Frankfurt (Oder)
Magdalena Scherer
Koordinatorin Bildende Kunst und Kulturförderung

Lindenstraße 7
15230 Frankfurt (Oder)
E-Mail:
Magdalena.Scherer@kultur-ffo.de
Telefon: 0335 553 78-335

KULTURBETRIEBE Frankfurt (Oder)

KULTURBÜRO FRANKFURT (ODER)

Schöne neue Arbeitswelt
– das BLOK O stellt sich vor

Anja Millow

■ Ich sitze in einem größeren Raum in der zweiten Etage vom BLOK O und bin ganz fasziniert von der Akustik. Hier können wahrlich geheime Meetings erfolgen und trotzdem wird man gesehen aufgrund der teils gläsernen Wände, transparente Zugänge zu den Arbeits- und Konferenzräumen.

Der Duft von frisch gebrühtem Kaffee steigt mir in die Nase. So lässt es sich wunderbar arbeiten in diesem Coworking Space.

© sparda-bank berlin eG

Es ist nicht das Einzige seiner Art, aber wohlbemerkt der Erste solcher gemeinschaftlich genutzten Arbeitsflächen in Frankfurt (Oder). Auf der Internetseite vom BLOK O ist zu lesen: „In Kooperation mit der Sparda-Bank Berlin eG bringt das St. Oberholz die Konzepte des Coworking und des Specialty Coffee in die Doppelstadt an der Oder. Eine Win-Win-Situation für die Menschen auf beiden Seiten des Flusses. Entdeckt mit uns die Möglichkeiten der neuen Arbeitswelt in Frankfurt (Oder) und Słubice!“.

Dem gehe ich nun auf die Spur und treffe mich mit der BLOK O Managerin Maria Borasch und Enis Savmaz, Frontdeskmitarbeiter im BLOK O, um mit ihnen über ihr Konzept zum Coworking zu sprechen.

Stellt euch doch kurz mal vor!

Enis: Hallo, ich bin Enis Savmaz, komme ursprünglich aus Köln und wollte hier studieren, was aber nicht ganz mein Fall war und so fing ich als Barista im BLOK O im Oktober 2018 an zu arbeiten. Im März 2019 kam die Sparda-Bank Berlin eG dazu und ich wechselte die Seiten (sagt er mit einem verschmitzten Lachen). Auf der Bankenseite fuchste ich mich dann ein. Seit letztem Jahr arbeite ich wieder zusätzlich in ein paar Schichten im Café. Wenn Leute reinkommen und Fragen haben, bin ich die erste Person, auf die sie treffen. Ich begrüße sie herzlich am Empfang, seien es die Bankkund:innen, die Co-Worker:innen, als auch diejenigen, die hier ins Café kommen.

Maria: Mein Name ist Maria Borasch. Ich bin seit 2017 bei der Sparda-Bank, hab damals noch am alten Standort am Zehmeplatz als Filialleiterin angefangen und durfte das BLOK O Konzept von Anfang an mitgestalten und entwickeln. Wir wollten mehr in den Wettbewerb gehen. Und auch die Standortsicherung war eine Motivation, mit Blick auf das allgemeinen Bankensterben. Unser Anspruch war, dass wir die letzte Bank sind, die in Frankfurt schließt. Wir entdeckten damals das alte Kinderkaufhaus. Die Miete war rentabel, aber der Ort viel zu groß für unser Bankenteam.

Kam mit der Größe der Räumlichkeiten somit die Idee des Zusammenwirkens?

Maria: So in etwa. Als Genossenschaftsbank haben wir überlegt, was man damit machen kann. Wir haben bestimmte Werte. Die Kunden sind Mitglieder bei uns und sie können auch mitgestalten. So ist auch das Logo entstanden. Wenn ich den Raum nicht brauche für meine Bankberatung, dann nutzt ihn einfach ein anderer, der hier reinkommt. Darüber hinaus sind wir eine Universitätsstadt. Studierende suchen mit Sicherheit einen attraktiven Arbeitsort. Das war kurz zusammengefasst unsere Motivation, dass wir als Genossenschaftsbank gesagt haben, dass Coworking mit den speziellen Werten des Teilens, der Arbeitsweise und auch die neuen Arbeitswelten (die jetzt nach Corona überall sind) für die Neugestaltung der Sparda-Bank Berlin eG einfach gut passt.

Fiel euch die Umsetzung leicht, nachdem die Entscheidung getroffen wurde?

Wir sind ja ganz traditionell eine Bank, die sich nun neuen Bereichen geöffnet hat. Deshalb braucht es da eine Person, die alles gut miteinander vereint, die das gegenseitige Verständnis schaffen kann. Es gibt Herausforderungen bei so einem Konzept, hier prallen, wenn man so will, Welten aufeinander. Zum Beispiel die jungen Studierenden und unsere traditionellen und auch eher älteren Bankkund:innen und natürlich die Menschen, die hier arbeiten. Somit ist die neue Rolle eines BLOK O Managers entstanden und nicht mehr nur Bankfilialleitung. Seit gut einem Jahr darf ich jetzt diese Position besetzen.

© sparda-bank berlin eG

Warum ist Frankfurt (Oder) ein guter Ort für Coworking?

Maria: Bedenken zu dem Konzept gab es natürlich. Weil man neue Wege geht und noch kein Handbuch hat, gehört eine Portion Mut dazu. Die Stadt hat sich damals gut mit dem Standort und dem Gebäude angeboten. Die Sparda-Bank Berlin eG wollte einfach etwas Neues ausprobieren. Universitätsstadt passt super dazu und auch das Wachstumspotential dieser Stadt wurde mitbedacht. Coworking Spaces gab es damals schon in Berlin. Frankfurt (Oder) hatte noch keinen. Diese Nische wollten wir besetzen und es tut dem Ort und auch der Region gut.

Wir haben im Vorfeld analysiert, wieviel Menschen nach Berlin pendeln. Den Menschen ein wenig Flexibilität zu geben, indem bestimmte Arbeitsprozesse auch von hier aus getätigt werden könnten, war eine der Zielsetzungen. Vor Corona wurde dieses Angebot noch gar nicht so intensiv genutzt. Und wir merken jetzt wie voll das hier wird. Weil die Leute jetzt mehr noch diese flexiblen Möglichkeiten von Homeoffice und mobilem Arbeiten mit den vielfältigen Digitalisierungsoptionen wahrnehmen. Somit war das damals für uns genau die richtige Entscheidung.

Es gibt hier viele Räume für das Coworking. Was bietet ihr hier konkret an mit welchen Nutzungsmöglichkeiten?

Maria: Wir haben verschiedene Raumkonzepte und Nutzungsarten. Ähnlich wie man das heutzutage braucht für verschiedene Arbeitsweisen, so muss man auch verschiedene Arbeitsplätze bereitstellen. Der Raum, der am besten zur eigenen Arbeitsweise passt, wird hier gebucht. Als Beispiel: Wenn ich ganz fokussiert am Projekt arbeiten möchte, dann bin ich lieber zu Hause. Denn da werde ich nicht gestört, weil im Büro doch immer mal wieder wer ankommt und an die Tür klopft. Oder wenn ich den Austausch brauche, dann bin ich hier, denn ich benötige Ideen, den Input von außen und ich treffe mich hier mit Menschen. Die Pandemie hat auch gezeigt, dass es so wertvoll ist, diesen Wechsel zu haben.

Es gibt hier fünf Team-Offices. Diese werden fest an externe Firmen, an ein Gründungsteam, an Start-Ups vergeben. Das erste Ministerium hat angefragt und ein Büro mit sechs Arbeitsplätzen für ihre Arbeitnehmer:innen bekommen. Diese Team-Offices werden länger als einen Monat angemietet und sind für die Community oder für die weiteren „Member“ hier nicht zugänglich, denn sie sind somit externe Büros für diese jeweiligen Mieter. Als Member bezeichnen wir generell die Menschen, die den Coworking Space nutzen. Wir haben zwei kleine Besprechungsräume, die stündlich gebucht werden können: für Bankberatungen, ungestörte Besprechungen der Member oder Team-Meetings. Dann haben wir einen großen Konferenzraum, so ähnlich wie der Besprechungsraum für bis zu 20 Personen. Dieser ist mit hybrider Technik ausgestattet. Das ist gerade für externe Seminare oder auch Meetings, aber auch Spardaintern, eben für große Teams, von Vorteil. Und dann haben wir die Flex-Desks, die sind für die flexiblen Mitgliedschaften, die monatlich kündbar sind. Bis zu 40 Member können wir aufnehmen, die irgendwo hier sitzen in der freien Fläche. Sie können sich zu einem rabattierten Preis die Besprechungsräume dazu buchen. Und wir haben die sogenannten Fixed-Desks, feste Arbeitsplätze. Flex-Desks sind, wie der Name schon verrät, die flexiblen Arbeitsplätze, die oft von Studierenden genutzt werden. Für sie gibt es auch Rabatte.

© sparda-bank berlin eG

© Arne Steinmann

Wenn man den Konferenzraum bucht, kann man dann auch gleich ein Catering dazu buchen?

Maria: Ja, das machen wir auch alles möglich. Also ganz individuell nach Absprache. Wir haben Ansprechpartner für diese Anfragen und arbeiten mit diesen Kooperationspartnern zusammen, weil wir keine eigene Küche haben. Aber auch Obst, Kekse, Kaffee und eine Getränkepauschale kann man alles vereinbaren.

Was wünscht ihr euch persönlich für das BLOK O und für die Stadt Frankfurt (Oder)?

Enis: Ich wünsche mir, dass sich das BLOK O noch mehr etabliert. Dass es wirklich ein Place to be wird, wo junge, mittelalte und ältere Leute zusammen Kaffee trinken und Kuchen essen. Dass es mit allem Drum und Dran noch selbstverständlicher wird, hier zu sein und zu arbeiten. Für die Stadt wünsche ich mir was Ähnliches: Weiterentwicklung sowie Nutzung und Ausschöpfung der Ressourcen und Potentiale dieser Stadt, so dass ihr noch mehr Leben eingehaucht wird.

Maria: Ich kann mich da eigentlich nur anschließen. Ich wünsche mir auch, dass die Community noch vernetzter wird und sie voneinander profitiert. Als Beispiel: ein junger Member erklärt einem älteren Bankkunden mal das Onlinebanking, wenn sie unten im Café nebeneinandersitzen. Ich wünsche mir, dass es mit dem BLOK O für die Menschen der Stadt eine nachhaltige Lebensqualität gibt. Und dass wir mit diesem Konzept zeigen können wie man eher konservative oder eingefahrene Strukturen, die man mit einer Bank so verbindet, aufbrechen kann.

Vielen herzlichen Dank für diesen umfassenden Einblick und weiterhin viel Erfolg wünsche ich.

Kontakt:
BLOK O
Karl-Marx-Straße 182
15230 Frankfurt (Oder)

hallo@blok-o.de
www.blok-o.de

Cannabis-Legalisierung in Deutschland

Lukas Hoffmann

■ Cannabis ist die in Deutschland wohl am häufigsten illegal konsumierte Droge. Das könnte sich bald ändern, denn die Ampelkoalition möchte den Konsum legalisieren! Doch ist das eine gute Idee?

Was ist Cannabis eigentlich?

Als Cannabis bezeichnet man die indische Hanfpflanze, deren Wirkstoff einen Rauschzustand verursacht. In Deutschland sind 2 Cannabis-Varianten gebräuchlich und zwar Marihuana und Haschisch. Als Marihuana bezeichnet man die getrockneten Blütenblätter, den Stängel und die Blätter der Pflanze, während Haschisch die Bezeichnung für das getrocknete Harz ist. Cannabis wird meistens mit Tabak gemischt und geraucht. In Deutschland ist es verboten Cannabis anzubauen, zu handeln und zu besitzen.

Warum Legalisieren?

Man fragt sich jetzt vielleicht, warum man diese Droge legalisieren sollte, aber darauf gibt es gleich mehrere Antworten. Zum Ersten würden die Qualität und Weitergabe des Stoffes deutlich besser kontrolliert und überwacht werden, wodurch der Jugendschutz besser gewährleistet wäre. Zweitens erhofft man sich, dass durch die Legalisierung die Konsumenten eher auf Cannabis zugreifen würden, statt auf weitaus gefährlichere Drogen. Mit der Cannabis-Steuer, die kommen würde, könnte man Jugendschutzkampagnen finanzieren.

Der Plan der Regierung:

Im Koalitionsvertrag der Regierung steht: „Wir führen die kontrollierte Abgabe von Cannabis an Erwachsene zu Genusszwecken in lizenzierten Geschäften ein“, doch geplant ist nicht nur den Verkauf und Konsum zu legalisieren, sondern außerdem den Anbau zu kommerziellen Zwecken zu erlauben. Doch bislang ist dies nur für die Medizin gestattet. Trotz Legalisierung ist eine im Gesetz festgelegte Höchstmenge wahrscheinlich.

Quelle:

1. www.t-online.de/finanzen/news/unternehmen-verbraucher/id_91663646/cannabis-legalisierung-der-plan-der-ampel-nimmt-gestalt-an.html
2. www.caritas.de/beitraege/was-ist-cannabis/167492/

© Franziska Liebenau

[Ein Kommentar:]

„Cann.abis denn Sünde sein?“

Martin Hampel

■ Immer wieder taucht sie auf – die Debatte um die Legalisierung von Cannabis. Aktuell kurz wieder im Rahmen der Koalitionsgespräche der aktuellen Bundesregierung. Nun ja, ich bin verhalten gespannt.

In meiner Arbeit mit jungen Menschen, so Jugendlichen zwischen 13 und 35 Jahren, begegnet mir diese Debatte oft. Meistens wird sie hitzig und mit vielen Beispielen geführt. Die Positionen: deutlich pro und kontra. Dann, oft auf der Spitze der Debatte, die Frage: „Sag mal Martin, was sagst du dazu?“

Was soll ich sagen? Soll ich „pädagogisch wertvoll“ dagegen sein? Lieber abwägend, die gehörten Argumente noch einmal paraphrasieren und die Entscheidungsfindung wieder in die Gruppe der jungen Menschen geben? Oder tatsächlich die eigene Meinung sagen?

Authentizität – eines der vielen Zauberwörter in der Sozialen Arbeit. Also: „Verbieten. Komplett.“

Stille.

Eine vorsichtige Frage: „Echt jetzt?“ oder „Dein Ernst?“ oder auch gar nichts, weil ich ja der Erwachsene bin.

Meistens, zumindest bei den wirklich jungen, also unter 18, erkläre ich dann auch meine Aussage:

„Ich bin erst mal gegen alle bewusstseinsverändernden Drogen. Alkohol kann gleich mitverboten werden (jaja, wenn man sich ein paar Jahrhunderte dran gewöhnt hat, ist es plötzlich „Kultur“) und von mir aus auch Nikotin. Mischkonsum ist eh schlecht.“

Nüchtern betrachtet (ja, das Wortspiel ist Absicht), ist es doch so: der Staat verdient unglaublich viel Geld mit den Steuern auf diese Suchtmittel, um dann ein paar dieser Euros in Kampagnen zur Drogenprävention zu stecken. Erst mal ja nicht schlecht… mündiger Bürger und so. Gleichzeitig sind die Folgekosten, die dann bei Suchterkrankungen oder Gesundheitsschädigungen durch den Drogenkonsum anfallen, – ja Alkohol und Nikotin sind auch Drogen – nicht über die Steuern abgedeckt, sondern laufen über die Pflichtversicherungen. Gewinne verstaatlicht, Risiken vergesellschaftlicht. Läuft doch gut. Finde ich allerdings nicht so richtig gerecht. Wird also noch viele Debatten brauchen, bis vielleicht DIE perfekte Lösung rauskommt. Also keine Scheu. Schreibt gern Leserbriefe.

S. Pierau –
Einer, der zurück kam

Tessa Müller

■ Wir sitzen in der Karl-Marx-Straße 13 im Hinterzimmer des Friseurstudios Stephan Pierau. Das Zimmer ist modern eingerichtet, es riecht angenehm nach neuem Raum im alten Haus und ein bisschen nach Haarfärbemittel. Neugierig darauf zu erfahren, warum es ihn nach Frankfurt (Oder) zurückzog, beginne ich unser Gespräch.

© Stephan Pierau

Hallo Stephan!
Guten Tag!

Du bist in Frankfurt an der Oder geboren und aufgewachsen. Wie war deine Kindheit hier in der Stadt und wie bist du auf die Idee gekommen, eine Lehre als Friseur bei Jens Peter Tietz zu machen?

Ja, geboren bin ich in Frankfurt im Jahr 1987. 1997 bin ich mit meiner Familie nach Lebus gezogen. In meiner Schulzeit wusste ich schon, dass ich in den Friseurbereich gehen möchte und habe bereits bei Jens Peter Tietz mein Schülerpraktikum gemacht.

Nach ein paar Jahren auf dem Karl-Liebknecht-Gymnasium in Frankfurt, machte ich letztendlich meinen Abschluss in Lebus und anschließend habe ich meine 3-jährige Ausbildung bei ihm begonnen.

Damals wollte ich den Beruf hauptsächlich erlernen, weil ich ans Theater wollte. Oder zum Musical. Doch leider war Maskenbildnerei kein staatlich anerkannter Ausbildungsberuf mehr. Es wurde privatisiert und die Kosten waren für mich nicht stemmbar.

Folglich musste ich mir eine neue Strategie überlegen: Fortbildungsmaßnahmen machen, so viel Wissen wie nur möglich anreichern, um weiterzukommen. Entsprechend brauchte ich Geld für Schulungen. Zu jener Zeit waren die Arbeitsbedingungen in Frankfurt katastrophal. Es gab keine Mindestlöhne, da wäre nichts übrig geblieben, um sich persönlich weiterzuentwickeln.

Nach deiner Lehre bist du aus Frankfurt weggegangen. Was war der erste Ort nach Frankfurt an der Oder, an den du gekommen bist?

Mit 20 Jahren ging ich erst einmal nach Lübeck. Ich habe dort aber schnell festgestellt, dass Lübeck für mich einfach zu klein ist. Drei Möglichkeiten standen mir offen: Darmstadt, Düsseldorf oder Berlin. Weil Berlin am nächsten bei meiner Familie ist, entschied ich mich für diese Stadt.

In der Zeit fing ich an, als Friseur und Unternehmenscoach zu arbeiten. Das heißt, ich habe FriseurInnen-Unternehmen in fachlichen, kommunikativen und betriebswirtschaftlichen Bereichen beraten. Entsprechend hatte ich viel zu tun und bin viel gereist. Wenn man das mal ein paar Jahre macht, kommt man nirgendwo so richtig an. Vor allem hat man nicht die Verfügungsgewalt darüber, wie das eigene Leben aussehen soll.

Das war der Startbeginn für mich, über Selbstständigkeit nachzudenken.

Was waren deine Highlights in deiner Zeit in Berlin? An was denkst du gerne zurück?

Ich habe 2007 bei einem internationalen Wettbewerb mitgemacht, bei dem es nationale Entscheide gab. Dieser hatte ca. 4,5 Tausend Einsendungen. Ich habe Gold gewonnen.

Mit diesem 1. Platz bin ich die Vertretung Deutschlands in einem internationalen Wettbewerb in Barcelona geworden.

Das war eines der schönsten Events, auch eines der öffentlichkeitswirksamsten und wichtigsten für mich, weil sich daraus mein eigenes Konzept für hier entwickelt hat.

© Stephan Pierau

Ich war damals der einzige Friseur, der sein Bildmaterial eigenständig geshootet hat. Als Beispiel: Die Bilder, die in meinem Laden als Banner hängen, habe alle ich gemacht.

Hast du denn eine Ausbildung zum Fotografen gemacht?

Grundsätzlich ist das alles autodidaktisch passiert. Ich habe zudem aber auch Seminare besucht, gerade was die konzeptionelle Darstellung angeht. Das Eine hat das Andere mit sich gezogen. Nach dem Motto: „Willst du dich darstellen, musst du dich darstellen“! Also musst du wissen, wie ein Fotoapparat funktioniert. Wie Optik funktioniert. Wie Konzeption funktioniert.

Wusstest du schon zu dieser Zeit, dass du wieder zurückkehren möchtest? Oder hattest du das gar schon nach deiner Lehre im Gefühl?

Ich habe immer mal wieder drüber nachgedacht, aber es war nie das Ziel. Ich hatte immer das Ziel, mich weiterzuentwickeln.

Und warum hast du dich dazu entschieden ein „Rückkehrer“ zu werden?

Der Impuls war, die Selbstständigkeit anzugehen. So habe ich darüber nachgedacht was Sinn macht. In meinem Fall war es so:

In Berlin bin ich einer von vielen, es ist schwer hervorzustechen und dadurch, dass sich die Branche in Frankfurt nicht groß entwickelt hat, fällt man natürlich auf. Vor Allem mit der Vita die ich habe. Das war ein Punkt.

Der nächste Grund war, dass ich damals auf dem Gendarmenmarkt gearbeitet habe. Ich wusste in dem Augenblick, so ein 300 qm Salon, der ist schön! In Berlin am Gendarmenmarkt rechnet man da aber mit 40-50 Tausend Euro Miete im Monat. Hier nicht. Hier sind die Perspektiven ganz anders. Letztendlich hat jeder im Kopf: „Ja, hier is ja nüscht!“ Als Unternehmer sag ich da: „Super! Wenig MitbewerberInnen!“

Der dritte Punkt war, dass meine Familie gut vernetzt in der Stadt ist, und ich so, durch Kontakte, einen guten Einstieg haben konnte. Der Name hat allein schon einen guten Netzwerkeffekt in der Stadt. Das waren also die Gründe, sich eher für Frankfurt zu entscheiden als für Berlin.

Und dann kam die Eröffnung dieses, für Frankfurt besonderen, Friseursalons am 1. März 2021. Was war das für ein Moment für dich?

Offiziell sollte es eigentlich der 2. Januar sein. Dann wurde die Eröffnung aufgrund des Lockdowns und nach viel Unklarheit auf den 1. März verschoben. Es war natürlich emotional viel Druck da.

Corona hat uns gar nicht unbedingt die Sorgen bereitet, denn dadurch, dass ich meine Planungsphasen sowieso in der Zeit des Lockdowns hatte, konnte ich mich gut auf die neuen Bestimmungen einstellen.

Wie hast du dir dein Team im Salon zusammengesammelt und was war dir dabei wichtig?

Ich wollte damals eigentlich mit Maria Freyer zu zweit anfangen. Dann kam der Salon in die Zeitung und die Meldung, dass wir am 1. März eröffnen dürfen. Als das rauskam habe ich mit Maria drei Tage hintereinander 10 Stunden am Telefon gestanden und wir haben in diesen drei Tagen über 470 Termine vereinbart.

Zu dem Zeitpunkt war uns klar, zu zweit können wir das nicht bewältigen. So sind wir nicht zu zweit gestartet, sondern zu viert.

Wie siehst du die vielen Friseursalons am anderen Ufer der Oder?

Ich sehe den Markt nicht als Konkurrenz. Das liegt sicherlich auch daran, dass ich viel mit FriseurInnen zusammengearbeitet habe und

das „Netzwerken“ sehr mag. In meinen Augen wäre es fatal gewesen, ihnen überhaupt Konkurrenz zu machen! Den niedrigen Preis, der die Kundengruppe dort hinlockt, können wir sowieso nie erreichen. Wie sollte ich so beispielsweise meine Angestellten fair bezahlen?

Es kann übrigens auch andersherum laufen. Wir haben wiederkehrende polnische Kundschaft, die extra nach Deutschland fährt, um in meinen Salon zu kommen. Deswegen war es mir wichtig, jemanden einzustellen der Polnisch spricht. So habe ich Patrycja Głowińska eingestellt, sie spricht Deutsch und Polnisch.

Was ist denn dein Konzept, dein Alleinstellungsmerkmal?

Ich wollte einen Ort gründen, der Ruhe ausstrahlt und der den Leuten den Alltagsstress abnimmt. Das wollte ich mit großen freien Räumen erreichen.

Unsere Decke im Salon haben wir im industriellen Stil gelassen, das Holz bringt die Natürlichkeit und hier und da gibt es türkisfarbene Akzente, die an Wasser, Strand und Entspannung erinnern. Ich will die Kundin oder den Kunden vom schweren Alltag befreien.

Das alles wollte ich mit dem medialen Aspekt verbinden. Wir sind heutzutage da angekommen, dass viele sich gerne zeigen und somit eine Menge in den sozialen Medien gepostet wird.

Nach unserem Styling gibt es die Möglichkeit, ein professionelles Shooting dazuzubuchen. Also eine komplette Haardienstleistung, Styling, Makeup und Beauty Retusche, wenn man das haben möchte.

Das passt gut zu unserer letzten Frage: Hast du sonst noch Visionen oder gar Träume in Bezug auf deinen Salon und damit Frankfurt an der Oder?

Habe ich!

Möchtest du sie uns verraten?

Noch nicht. Es werden sicher ein paar Sachen kommen. Es wird zum Beispiel eine nachträgliche Eröffnungsfeier mit Essen, Trinken und Schnack geben, für Freunde und Leute, die hier mitgeholfen haben.

Ich habe auch noch ein paar größere Sachen vor, von denen ich glaube, dass sie die Stadt bereichern würden. Dinge, die noch nie richtig in Angriff genommen wurden, weil nie jemand richtig dahintergestanden hat. Aber diese Pläne sind noch nicht spruchreif.

Machen ist besser als Erzählen!

Da sind wir sehr gespannt! Vielen Dank für das interessante Gespräch, Stephan!

© Stephan Pierau

Kontakt:
Stephan Pierau
Karl-Marx-Straße 13
15230 Frankfurt (Oder)
Telefon: 0335 500 864 11
Mobil: 0172 323 590 6
E-Mail:
StephanPierau@hotmail.de

Sieben Anläufe bis zur Grundbildung

Dr. Ina Pfitzner

Wie lebt es sich, wenn man nicht flüssig lesen und schreiben kann? Und dann Behördenpost bekommt, einen Handyvertrag kündigen oder sich auf eine neue Stelle bewerben möchte?

■ Vielleicht so, als würde ich einen Brief in alter deutscher Schrift lesen – Buchstabe für Buchstabe, Silbe für Silbe. Oder als würde ich durch Teheran oder Tokio laufen und die Werbetafeln, Hinweisschilder und Plakate nicht mehr beachten, weil ich sie nicht lesen kann. Nur brauche ich im Alltag keine alte Schrift, und ich lebe nicht in Teheran oder Tokio. Vielleicht wäre ich anderswo mit meinen Lese- und Schreibschwierigkeiten gar nicht in der Minderheit. Wir aber leben in einer hoch verschriftlichten Gesellschaft mit einem enormen Behördenapparat und mit Gesetzen und Regelungen für alles und jedes. Und die gelten, auch wenn man sie nicht kennt und versteht.

Der aktuellen LEO-Studie zufolge (Leben mit geringer Literalität, Anke Grotlüschen et al., Universität Hamburg 2018) gibt es in Deutschland 6,2 Millionen sogenannte gering literalisierte Erwachsene, das heißt Menschen, die gar nicht oder nicht flüssig lesen, schreiben oder rechnen können; 10,4 Millionen sind es, wenn man die hinzurechnet, die nur fehlerhaft lesen und schreiben. In Frankfurt (Oder) wären das demzufolge ca. 4.300 bzw. 7.250 Menschen. Die meisten sprechen Deutsch als Muttersprache, sind in Arbeit und haben eine allgemeinbildende oder eine Förderschule durchlaufen.

Lesen, schreiben und rechnen muss man überall: Anträge ausfüllen, Beipackzettel, Verträge und Fahrpläne lesen, die Parkuhr bedienen, Einkaufszettel und Nachrichten schreiben, Geld abheben und zum Einkaufen mitnehmen, auf Schulbriefe reagieren, Straßenschilder und Bedienungsanleitungen verstehen, Regalbeschriftungen und Arbeitsberichte anfertigen.

Aber irgendwie kommen die Leute zurecht – und zwar besser als Sie und ich unter diesen Umständen. Meist haben sie Strategien entwickelt, wie zum Beispiel Auswendiglernen oder ein fotografisches Gedächtnis, und werden von Familie, Freunden und Kollegen unterstützt. Doch wer Briefe vom Amt und Kleingedrucktes nicht versteht (was fast allen von uns schwerfällt) und an der Kasse auf das korrekte Rückgeld vertraut, gibt auch ein wenig die Kontrolle über sein Leben aus der Hand.

Nicht nur das: Wer nicht wählen geht, weil er historische und politische Zusammenhänge nicht kennt und den Wahlzettel nicht lesen kann, hat in unserem politischen System keine Stimme und wird sich kaum für die eigenen und die Rechte anderer einsetzen. Gering Literalisierte (früher: funktionale Analphabeten) gehören oft zu den Geringverdienenden, und berufliche Weiterentwicklung, und damit besser bezahlte und qualifiziertere Arbeit, ist kaum möglich; der soziale Aufstieg bleibt verwehrt. Das meinen wir mit dem Begriff gesellschaftliche Teilhabe.

Der mangelnde Bezug zur Schriftsprache wird oft an die nächste Generation weitergegeben; geringe Literalität (früher: Funktionaler Analphabetismus) vererbt sich gewissermaßen. Die Familie ist nämlich der erste Lernort und die wichtigste Schule für das Leben. Dort erlernen die Kinder das Sein in der Welt. Wenn die Eltern nicht gut lesen und schreiben können, haben auch die

© Grundbildungszentrum Frankfurt (Oder)

Kinder einen schwierigeren Start. Sie wachsen ohne den selbstverständlichen Umgang mit Büchern und mit Sprache und Schrift auf, der für das Lernen so wichtig ist. Dabei schafft das Vorlesen vertraute und entspannte gemeinsame Momente und ist grundlegend für die weitere Beschäftigung und für das Spielen und Scherzen mit Sprache und Wissen.

Hier setzen wir mit unserem Schwerpunkt Family Literacy an. Mit der Reihe „Mach was mit Buchstaben und Zahlen“ wollen wir die Eltern dazu anregen, sich gemeinsam mit ihrem Kind mit Buchsta-

ben und Zahlen zu beschäftigen. Im spielerischen Tun verbringen sie einen fröhlichen Nachmittag und erleben, dass Wissenserwerb Spaß machen kann. Für manche Eltern mag es der Ansporn sein, ihre Lese-, Schreib- und Rechenkenntnisse zu verbessern. Ab Herbst 2022 bieten wir „Mach was mit Buchstaben und Zahlen“ in beiden Eltern-Kind-Zentren (Nord und Süd) an.

Vor allem richten wir uns jedoch an Erwachsene ab 16 Jahren. Das Grundbildungszentrum der Volkshochschule Frankfurt (Oder) besteht seit 2015 und wird vom Europäischen Sozialfonds und vom Land Brandenburg gefördert. Inzwischen gibt es in Brandenburg neun Grundbildungszentren. Auch die 2016 auf Bundesebene ausgerufene Alphadekade zeigt, dass das Problem erkannt ist.

Das Grundbildungszentrum bietet offene und kostenlose Angebote, um die Betroffenen zu erreichen und ihnen zu helfen. Wir informieren soziale und berufliche Träger und Gremien in der ganzen Stadt, klären auf und versuchen, so dem Thema das Stigma zu nehmen. Denn Scham ist ein Grund, warum manche Leute aufgegeben haben.

Wenn sich die Betroffenen entschlossen haben, etwas zu unternehmen, brauchen sie laut Studien durchschnittlich sieben Anläufe, bis sie das passende Angebot finden. Selbst dann geht es meist nicht geradlinig und stetig bergauf. Geringe Literalität hat oft viele Ursachen, und so braucht es Geduld und einen langen Atem – auf beiden Seiten. In unseren Lerncafés warten freundliche, qualifizierte Dozentinnen, um die Besucher und Besucherinnen behutsam und im eigenen Tempo zu unterstützen.

Hier ein Beispiel: Bei einem sozialen Träger hörte ich von dem jungen Herrn B., der sich gern im Lesen, Schreiben, Rechnen verbessern möchte, um eine Arbeit zu finden. Nach mehreren verpassten Anrufen und geplatzten Terminen kam er mit einem Freund zum Gespräch. Dann hörte ich eine Weile nichts, und irgendwann war er zum ersten Mal im Lerncafé. Das ist jetzt einige Wochen her, aber: Er kommt bestimmt wieder.

Sich zu bekennen, zu entschließen und dann wirklich etwas zu tun, ist ein großer Schritt. Ein noch größerer Schritt, der viele Veränderungen nach sich ziehen kann, ist es, das Lernen in den Lebensalltag einzuplanen. Wir sind hier und helfen gern dabei.

Unsere ersten Anlaufstellen sind die offenen Lerncafés in der Volkshochschule, im Eltern-Kind-Zentrum Nord und im Eltern-Kind-Zentrum Süd. Im Herbstsemester bieten wir auch mehrwöchige Grundbildungskurse, in denen in kleinen Gruppen zu einem bestimmten Thema gelernt wird. Manchmal gibt es auch besondere Aktionen, wie das jährliche Lesepicknick, Vorleseaktionen zum Bundesweiten Vorlesetag im November und vieles mehr.

Wenn Sie uns als Honorarkraft oder ehrenamtlich unterstützen möchten oder wenn Sie betroffen sind oder Betroffene kennen und mehr wissen möchten, rufen Sie mich gern an. Wie gesagt: Wir sind hier.

„Mach was mit Buchstaben und Zahlen“:
ab Ende August im Eltern-Kind-Zentrum Nord (wöchentlich Mi 16.00 Uhr bis 17.30 Uhr) und im Eltern-Kind-Zentrum Süd (ca. 14-tägig, Do 15.00 Uhr bis 16.30 Uhr)

Lerncafés:
in der Volkshochschule, Gartenstraße 1:
Di 16.00 Uhr bis 18.00 Uhr
Mi 13.00 Uhr bis 15.00 Uhr
Do 14.00 Uhr bis 16.00 Uhr
im Eltern-Kind-Zentrum Nord, Bergstraße 174:
Mo 15.30 Uhr bis 18.00 Uhr
Do 9.00 Uhr bis 11.00 Uhr
im Eltern-Kind-Zentrum Süd, Alexej-Leonow-Straße 1a:
Mi 9.00 Uhr bis 12.00 Uhr

Grundbildungskurse:
Lesen, schreiben, miteinander reden Stufe 2 und Stufe 3
Finanzen und Haushaltseinkommen Schreiben und informieren am PC

Kontakt:
Dr. Ina Pfitzner
Grundbildungszentrum der Volkshochschule
Gartenstraße 1
15230 Frankfurt (Oder)
Telefon: 0335 500 800 21
E-Mail: grundbildung@vhs-frankfurt-oder.de

[Frankfurter Kriminalgeschichten]

Das Geständnis

Wolfgang Raeke

„Als Rentner mache ich ab und zu sogenannte Krimiwanderungen und erzähle dann diese sowie andere Geschichten direkt an den jeweiligen Tatorten.“

■ Wenn Tatverdächtige ein Geständnis ablegen, ist die Freude nach langen Vernehmungen groß. So auch, als drei tatverdächtige Männer vernommen wurden und ein Mittäter schließlich ein Teilgeständnis abgab.

Sie waren zwischen 20 bis 23 Jahre alt. Die Ermittler gingen davon aus, dass durch den Mord ein Raub verdeckt werden sollte.

Was war geschehen?

Ein Spaziergänger hatte in den Morgenstunden des 7. Oktobers 2007 einen Toten in einem Teich entdeckt. Er lag auf dem Bauch im Wasser, wobei sein Gesäß entblößt war. Der Tote wies Verletzungen im Gesicht auf. In der Nähe wurde eine zerbrochene Schnapsflasche mit Blutanhaftungen gefunden und eine Schleifspur Richtung Wasser festgestellt. Laut Obduktion war der Mann ertrunken und es gab deutliche Hinweise auf Körperverletzungen, die dem Opfer zu Lebzeiten zugefügt wurden. Er lag mit dem Gesicht im Wasser neben einer am Ufer stehenden Trauerweide im nördlichen Lennépark von Frankfurt (Oder). Dieser Mann hatte Wasser in der Lunge. Somit gab es einen Beweis, dass der Getötete noch lebte, als er ins Wasser verbracht wurde, denn Tote atmen ja bekanntlich nicht. Da lag der arme Mann nun im kalten Nass. Nur wenige Meter entfernt befindet sich das Denkmal für den Protagonisten der Arbeiterbewegung und Kritiker des Kapitalismus.

Die Ermittlungen zur Person ergaben, es handelte sich um den 49-jährigen Obdachlosen Holger Urbaniak. Marx hatte ja über die Verelendung des Proletariats geschrieben. Bei dem Toten im Wasser handelte es sich um einen in dieser Gesellschaft gescheiterten Menschen. Er wurde somit symbolträchtig hinter dem Rücken von Karl Marx brutal ermordet.

© Wolfgang Raeke

Es folgten natürlich sofort umfangreiche Ermittlungen. Jedem Hinweis wurde nachgegangen und Spuren schnell ausgewertet. Dann gab es recht zügig erste Hinweise auf eine Gruppe junger Männer und die üblichen Vernehmungen. So konnte bereits am 15. Oktober 2007 der schnelle Erfolg in der Presse verkündet werden. Der Haftrichter hatte die Haftbefehle gegen die drei Tatverdächtigen ausgestellt und so ging es ab in die Untersuchungshaft. Einer der Verdächtigen legte ein Geständnis ab. Die zwei anderen Jugendlichen bestritten konsequent weiterhin jede Tatbeteiligung. Es bestand somit noch Ermittlungsbedarf. Es gibt ja die Redewendung: „Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen.“ Gehängt wird bei uns nicht mehr und das ist gut so! Aber die Tat gegenüber so schwachen Menschen ist schrecklich und empörend.

Es gibt leider viele Fälle von Gewalt gegenüber Obdachlosen. Rechtsextreme Täter gehen oft sehr brutal vor und zünden die schlafenden Menschen sogar an. Das zeigen auch die Lagebilder des BKA. Aber die Täter kommen nicht nur aus der rechten Ecke. Obdachlose sind leichte Ziele und es sind oft Vorurteile, die zu Gewalt führen. Wer einen unbekannten Menschen in einer dunklen Straßenecke verprügelt, kommt oft ungestraft davon. Obdachlose stehen in der sozialen Hierarchie weit unten und es zeugt von einiger Feigheit, wenn gerade diese angegriffen werden. Oftmals machen die Opfer keine Anzeige und so gibt es auch hier eine hohe Dunkelziffer.

Doch jetzt zurück zu den Ermittlungen im Lennépark: Am 15. Oktober 2007, nur neun Tage nach dem Mord an den Obdachlosen, wurde eine Frau aus dem sogenannten Trinkermilieu beraubt und

© Wolfgang Raeke

dabei mit einer Bierflasche niedergeschlagen. Tobte das Verbrechen in dem schönen Park? Wieder wurde ermittelt und jetzt geraten zwei Jugendliche in Verdacht. Es sind Patrick W. und Romano N.
Sie waren damals erst 15 und 16 Jahre jung und hatten eine Unterkunft in einer Einrichtung des betreuten Wohnens. Das Opfer erkannte einen der Täter auf einem Lichtbild. Die Ermittlungen und Vernehmungen bestätigten dabei die Vermutung. Sie haben diese Frau tatsächlich beraubt. Das Portemonnaie wurde natürlich zuvor geleert und dann in die Oder geworfen. Die SIM-Karte vom Handy der Frau wäre in dem Blumenkasten vorm McDonald‘s in der Rosa-Luxemburg-Straße entsorgt worden, so ihre übereinstimmende Aussage. Täterwissen ist der „Goldstaub“ in jeder Vernehmung. Als die Handykarte danach im Blumenkasten gefunden wurde, konnten die Verdächtigen ihre Geständnisse zu dieser Tat kaum noch widerrufen.

Der Kollege Herbert Lehmann hat mir die spannende Geschichte erzählt und erlebte zusammen mit einer Kollegin eine weitere Überraschung. Es wurde eine Durchsuchung des Zimmers der beiden Jugendlichen durchgeführt. An einer Pinnwand vor Ort fanden die Ermittler alle Zeitungsartikel, in denen es um den getöteten Obdachlosen ging. Die Presse hatte ja intensiv berichtet. Ja, aber warum interessierten sich diese jungen Räuber so sehr für diese Nachrichten? Sind es unbekannte Mittäter? Die Tatverdächtigen zu diesem Mord saßen doch bereits in der Untersuchungshaft. Die Betreuer wurden befragt. Es gab für die Jugendlichen ein sogenanntes Ausgangsbuch. Da wurden auch einige Bemerkungen zu den Betreuten eingetragen. In einer Spalte stand doch tatsächlich sinngemäß: „Das mit dem Obdachlosen haben wir gemacht.“ Diese Bemerkung wurde von einer den Pädagoginnen zwar eingetragen jedoch nicht der Polizei gemeldet. Zunächst wurde dieses Geständnis nicht für voll genommen: „Er feixte bei dieser Äußerung noch so komisch. Deshalb haben wir dieser Äußerung von ihm erst einmal keine Bedeutung beigemessen.“ So eine Aussage einer Betreuerin. Patrick W. hätte in der Vergangenheit sehr oft gelogen und deshalb wurde die Aussage nicht gemeldet. Dachten die Betreuerinnen an dieses Sprichwort: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.“ Für die Ermittler eine unglaubliche Überraschung. Jetzt gingen die Vernehmungen nach dieser neuen Situation sofort weiter. Die Vorgesetzten der Ermittler wollten es einfach nicht glauben. Drei Unschuldige in Untersuchungshaft wegen dem Mord? Ja, – eine peinliche Situation! Zumal der schnelle Erfolg zur Aufklärung dieses Mordes bereits durch die Presse verkündet wurde. Es gab doch ein glaubwürdiges Geständnis, was auch den Haftrichter überzeugt hatte. Wie sich dann später herausstellte, handelte es sich um ein falsches Geständnis von dem jungen Mann. Bei ihm wurde eine verminderte Intelligenz diagnostiziert. Nicht nur Richter auch Vorgesetzte, können mit Täterwissen von einem Irrtum überzeugt werden. Es folgten akribische Vernehmungen bis in die späten Abendstunden, die zum Erfolg führten. Nahezu übereinstimmend schilderten die Jugendlichen den Tatablauf. Sie hätten den Mann an der Straßenbahnhaltestelle zufällig getroffen und dann den Raub beschlossen. Zunächst gab es eine verbale Auseinandersetzung, die dann brutal körperlich fortgesetzt wurde. Auf den Mann wurde eingeschlagen und er sollte aus dem Licht an der Haltestelle in die Dunkelheit verbracht werden. Sie zerrten ihn vom Weg über die Wiese immer weiter in die Dunkelheit und schlugen dabei auf ihn ein. Auch den mit der Schnapsflasche ausgeführten Schlag auf den Kopf gab Patryk W. zu. Dann landete der arme Mann neben der Trauerweide im Teich. Offensichtlich zu diesem Zeitpunkt bewusstlos geschlagen, ist er dann ertrunken.

© Wolfgang Raeke

Die jugendlichen Täter hatten ein kleines Messer bei dem Mann gefunden und es neben dem Körper im Wasser entsorgt. Übereinstimmend wurde es als ein sogenanntes „Hirschfänger Messer“ beschrieben. Dieses wurde bei der ersten Tatortarbeit aber noch nicht gefunden. Es müsste somit noch genau dort im Wasser liegen, sicherlich im Schlamm des Teichs verborgen. Wenn dieses Messer dort gefunden wird, so ist es bestätigtes Täterwissen.

Nach der Vernehmung konnten die Jugendlichen dann bei der Polizei schlafen. Meine Kollegin und der Kollege jedoch nicht. Sie wollten noch die weiteren Ermittlungen vorbereiten. So gab es gleich am folgenden Tag eine Rekonstruktion zum Tatablauf und mit viel Aufwand wurde auch dieses kleine Messer gefunden. Zwischenzeitlich gab es sogar den Plan, das Wasser aus dem Teich abzulassen. Wer sollte außer den Tätern wissen, wo es liegt? Diese Kenntnis konnten nur die Täter haben, so wie bei dieser Handykarte in dem Blumenkasten vor McDonald‘s bei dem späteren Raub. Genau deshalb ist ein Geständnis zwar sehr erfreulich, aber oft nutzlos, wenn es danach nicht mit Täterwissen untermauert wird.

Bei dem Überfall auf den 49-jährigen Obdachlosen erbeuteten sie 3,30 Euro und sechs Zigaretten. Dafür musste ein Mensch sterben. Können wir jetzt beruhigt durch den schönen Lennépark gehen? Dazu habe ich ganz aktuell meine ehemaligen Kollegen befragt. Ja, in letzter Zeit gibt es kaum Anzeigen mit dem Park als Tatort. Ab und an sind mir Mitarbeiter vom Ordnungsamt im Park begegnet, die da Präsenz zeigen, und ich sah in der Vergangenheit auch Streifenwagen der Polizei, die in der Nacht ganz langsam durch den Park schleichen und mit ihrem Scheinwerfer den Park mit Licht durchfluten. Ich hoffe, dass es auch in der Zukunft so bleibt!

Die Jugendkammer des Landgerichts Frankfurt (Oder) verurteilte die beide Angeklagten zu einer Jugendstrafe von je 8 Jahren, wobei bei N. noch eine zur Bewährung ausgesetzte vorangegangene Jugendstrafe einbezogen wurde.

Lyrik von unserem Redakteur

Dr. Peter Marchand

...in einer strengen Form oft provozierend auf Sachverhalte hinweisend, zum Nachdenken anregend. Peter Marchand arbeitet seit vielen Jahren engagiert bei der WiQ mit, gehört seit 2009 zu den Oderlandautoren, hat zahlreiche seiner Werke in Gedicht- und Prosabänden veröffentlicht. Viele Jahre war er Herausgeber der Anthologie „Nacht der Poesie“. Stets ist er streitbar auf der Suche nach dem rechten, richtigen Wort, einer vollkommenen Sprache.

Eine kleine Auswahl seiner Gedichte präsentieren wir hier:

© Arne Steinmann

Ode an die Oder

Barbarisch, scheint mir, sind solche
die über Jahrtausend Gewordenes trennen.
Doch zum Glück auf Dauer vergeblich!

Denn auch das Oderland,
die Ufer des Stromes, Quelle, Lauf und Mündung,
findet sich jüngst wieder unter höherem Dache.
Vor allem die Städte dort
und die Menschen in seinen Marken.

Oftmals, wenn die Wasser steigen und sinken,
gefrieren und tauen, zahm daher oder zornig,
hell oder schwärzlich kommen und gehen
sind sie mir Abbild der Seele.

Ermutigen will ich jene,
die das Raunen des Flusses
vermögen zu binden in ewigen Worten.

Denn zu selten noch finden
Fluss und Gedicht, Oder und Ode
geschwisterlich zueinander.

Und preisen will ich diese
welche unermüdlich erinnern
an die Hoffnungen der Gewesenen.
Ihr Wirken tröstet.

Niemand-Wasser

Der Fluss streift beide Städte ab
und zieht als Niemand-Wasser
zwischen den Nationen hin.

Die Menschen auf den selt´nen Schiffen,
welche mit ihm treiben,
sind von der Fremde wie der Heimat
gleich entfernt und werden still.

Ob sie es merken,
dass Vergangenheit und Zukunft
ineinander fließen? Und Gegenwart
im Kielgewässer sprüht und schäumt?

Dass in der Zeiten Kälte nichts erstarrte,
sich das Gegangene nicht klirrend staute
und Künftiges ganz unverfroren
kommt und kommt -
welch Wunder tanzt da in dem Strome?

© Freepik.com/VecMes

Neu-Beresinchen

Wisst ihr es noch?
Dies Haus, wir haben einst es eingeweiht!
Ich schließ´ die Augen, schau zurück
und sehe Transparente über Fugen flattern.

Ich höre Marschmusik und einen Redner,
der abliest, was ihm dieses Haus bedeutet,
dem neuen Frankfurt und der neuen Zeit!
Es war schon hundert Mal gelesen;
es stotterte und hinkte aber immer noch.

Trotz alledem! Das Haus gehörte uns!
Und sicher war`s, von fast Verzweifelten erwartet!
Da fand sich vieler Leben unter einem Dach!

Das Haus ist fort! Ich stand davor!
Und starrte in die Leere, die es nun vertritt
und schlug sekundenlang die Augen nieder
und fand ein Stück Beton - !

Ich hab es aufgehoben, um es aufzuheben!
Und legte es zu einem andern Bröckchen,
das ich einst aufhob, als die Mauer in Berlin,
vom Zeitgeist aufgehoben, fiel.

Raserei

Oft sah ich die Rastlosen im Alter schmerzreicher rosten als jene,
welche früh schon, in Gedanken versunken, ruhten.

Sah die Besonnenen noch über Wiesen schlendern,
als die Ruhelosen schon längst der Rasen deckte.

Ja, selbst die Trägen scheinen mir dem Frieden näher, als die Streber,
wie auch das Glück in der Einfalt sich heimischer fühlt
als im Wissen um diese Welt.

Die Weisheit indessen vermag die Einfältigen wie die Klugen,
die Trägen wie die Fleißigen, wenn sie es will, am Ende zu finden.

Nimmer jedoch kann sie, ihrer Natur nach bedächtig, Rasende erreichen!
Wär sonst erklärbar, wie kopflos wir jüngst das Gute verlieren?

In: Peter Marchand, „Ich treib auf einer Welle...“, Frankfurt an der Oder, 2022; Epubli Berlin

Hallo Du!
Ich bin Charlotte und ich zeige dir heute meine neueste Entdeckung in der Stadt – den Laden „Créatif“, in dem Nicole und Daniel arbeiten.

Aus Alt mach Neu

– Auf Entdeckungstour im Laden „Créatif“

fotografisch begleitet von Tessa Müller

Auf meinem Nachhauseweg entdecke ich zum ersten mal den kleinen, bunten Laden „Créatif“ in der Berliner Straße 24. Die nette Frau, Nicole, bittet mich sogleich herein.

In dem Laden wird aus Altem etwas Neues gemacht, erklärt sie mir. Zum Beispiel aus diesem großen Unterhemd. Was ich daraus wohl machen kann? Ich hab schon viele Ideen!

Als Erstes geht es an die Planung. Mir fallen sofort sommerliche Motive ein, wie Wellen und die Sonne… Ich freue mich wirklich sehr auf die Sommerferien.

Damit mir das Shirt später auch passt, nimmt Nicole meine Maße. Im Hintergrund sieht man, wie Daniel mit einem anderen Kind an einem Projekt arbeitet. Ich liebe die Zeichnungen von Kleidungsentwürfen an den Wänden.

Zuerst muss der Stoff zugeschnitten werden. Hierbei muss ich ganz genau sein, aber es ist schön, so weichen Stoff zu schneiden.

Ich habe noch nie mit einer Nähmaschine gearbeitet. Nicole erklärt mir, wie ich den Faden einfädeln muss, den Nähfuß und das Fußpedal betätige und es ist gar nicht so schwer, wie man denkt.

Um das Top noch etwas interessanter zu gestalten, haben wir die Idee, die Träger am Rücken überkreuzt anzubringen. Schaut schön aus, finde ich!

Wir bringen die Träger an und Nicole näht eine kleine Raffung an der Brust. Ich habe das Gefühl, sobald man diesen Laden betritt, hat man sofort kreative Einfälle. Wahrscheinlich weil hier Platz dafür ist.

Endlich geht es ans Malen, das mache ich am liebsten! Mit den vielen Farben, Pinseln und Stempeln kann ich die Welle so auf Stoff bringen, wie sie in meinem Kopf existiert. Sogar wie die Sonne langsam im Ozean untergeht.

Aus den vielen Stoffresten kann ich mir noch Accessoires aussuchen, die ich an das Shirt nähen kann. Es gibt hier so viele besondere Stoffe, ich kann mich gar nicht entscheiden.

Am Ende finde ich einen netzähnlichen Stoff, der von einer alten Gardine stammt. Passt gut zum Meer und deshalb nähen wir ihn direkt ins linke Eck des Shirts, um die Szenerie abzurunden.

■ Upcycling ist die stoffliche Aufwertung von Abfall oder Altem. „Aus alt mach neu“ — dies ist das Motto des Ladens „Créatif“ in der Berliner Straße 24.

Kinder und Jugendliche im Alter von 7 bis 21 Jahren haben hier die Möglichkeit, sich frei und kreativ auszuleben und ihre Ideen zu verwirklichen. Und tatsächlich, wenn man den Laden, der ein Projekt vom „Flexible Jugendarbeit Frankfurt (Oder) e. V.“ ist, betritt, taucht man ein in eine bunte Welt aus Stoffen, Buntstiften, Acrylfarben und Fäden. Die Stimmung ist angenehm ruhig und man hat Zeit und Platz, seine Gedanken, Pläne und Ideen zu ordnen.

Neben der Umgestaltung von alten Dingen und Kleidungsstücken, ist auch das Neugestalten und Entwickeln von einer Entwurfsidee, über eine Schnittgestaltung bis hin zur Umsetzung von neuen Modellen (Kleidung) möglich. Es gibt dazu eine kleine Stoffauswahl, der eigene Stoff kann ebenfalls mitgebracht werden.

Wer jetzt neugierig geworden ist, kann **Montag bis Freitag von 14:00 bis 18:00 Uhr (oder nach Vereinbarung)** dem Laden einen Besuch abstatten. Am besten mit etwas Altem dabei, aus dem man neue Kleidung, Accessoires, Dekoration oder andere Erfindungen zaubern kann.

Es fallen keine Kursgebühren an, das Projekt wird gefördert durch das Programm „Aktion Mensch“.

„Aus Alt mach Neu“ ist das Motto von Nicole, Daniel und dem Laden „Créatif“. Ich finde wir haben das gut erfüllt! War eine sehr schöne Erfahrung!

Gefördert durch die Aktion Mensch

Kontakt:
Flexible Jugendarbeit
Frankfurt (Oder) e. V.
Berliner Straße 24
15230 Frankfurt (Oder)
E-Mail:
creatif@flexible-jugendarbeit.de
Nicole Pansa
Mobil: 0157 736 157 79
Daniel Sandke
Mobil: 0159 049 747 75

Das Brückenbauerprojekt
– „Leben in Neuberesinchen“

Lukas Lindemann

■ Es ist sehr warm an diesem ersten Sonntag im Juli 2022 und dennoch ist der Kinosaal der Fanfarengarde Frankfurt a. d. Oder e.V. bis auf den letzten Platz mit Zuschauer:innen gefüllt.

Die Robert-Havemann-Straße Nr. 5 als Ort der Premiere von „Leben in Neuberesinchen“ hätte auch kaum passender gewählt sein können, denn die beiden Macher:innen dieses Films, Antje Materna und Johanna Pohland, haben mit ihrem Projekt den Versuch unternommen, die vielfältigen Transformationserfahrungen der ehemaligen Bewohner:innen und des Stadtteils Neuberesinchen im Allgemeinen nachzuzeichnen. In diesem Kontext gedacht, stellt die ehemalige Stasizentrale ein äußerst treffendes Beispiel für eine gelungene Transformation und den Wandel nach ’89 dar. Früher war hier ein Ort der Überwachung, Unterdrückung und Gewalt, doch nach dem Ende der DDR und durch das vielfältige Angebot der Fanfarengarde ist er über die letzten Jahre zu einem Raum der kulturellen Kinder- und Jugendbildung geworden.

© Johanna Pohland

Dem Applaus am Ende der Premiere nach zu urteilen dürfte dem Publikum dieser Film auch gefallen haben und er hat in mir darüber hinaus das Interesse geweckt, mehr über den Entstehungsprozess erfahren zu wollen. Aus diesem Grund trafen sich einige Tage später Antje Materna und Johanna Pohland mit mir zum Interview und auf eine entspannte Tasse Kaffee im BLOK O.

© Johanna Pohland

Die Ausführungen der beiden Projektinitiatorinnen bilden somit den Gegenstand des nun folgenden Abschnitts dieses Artikels.

Entstanden sei die Idee auf dem vierten Bildungsforum der Doppelstadt, erzählt mir Antje Materna, welches am 23. September 2021 in der Konzerthalle Carl Philipp Emanuel Bach stattgefunden hat. Dort hat sie unter anderem am Ideenworkshop für die Unterstützung der Bewerbung der Stadt Frankfurt (Oder) als Standort des „Zukunftszentrums für Europäische Transformation und Deutsche Einheit“ teilgenommen.

Denn obwohl sie mittlerweile seit einigen Jahren in Berlin wohnt, verfolgt sie nach wie vor auch aus der Ferne die Entwicklungen in ihrer Heimatstadt mit großem Interesse. Insbesondere die Bewerbung Frankfurts als potenzieller Standort für das „Zukunftszentrum für Europäische Transformation und Deutsche Einheit“ und die damit verbundene Chance eines Entwicklungsschubs für unsere Doppelstadt weckten ihr Interesse.

Bei diesem Workshop entstand die Idee eines Beteiligungsformats, in dem die realen und ganz persönlichen Transformstionserfahrungen der Bürger:innen unserer Stadt ihren Ausdruck finden sollten. Hier müssten ihrer Ansicht nach zwei zentrale Fragen die Grundlage bilden: Was ist Transformation und welche persönlichen Erfahrungen haben die Menschen in diesem Prozess gemacht? Es sei besonders wichtig, dass ostdeutsche Geschichten und Biografien eben nicht von oben über die Personen, sondern von den Menschen selbst erzählt werden. Als Dialograum sollten hier sogenannte „Erzählsalons“ mit filmischer Begleitung durch Jugendliche der neuen Medien-AG der Fanfarengarde e.V. dienen. Der Fokus auf Neuberesinchen bot sich vor allem dadurch an, dass wohl nirgends sonst in der Stadt die Spuren der Transformation noch so deutlich sichtbar sind.

© Johanna Pohland

Sören Bollmann, der den Bewerbungsprozess Frankfurts für das Zukunftszentrum koordiniert, schien dieses Konzept zu überzeugen und so wurde die Stadt ganz offiziell Auftraggeberin und Finanzierin von Maternas Projektidee.

Doch leider folgten nur sehr wenige Menschen dem Anfang dieses Jahres erschienenen Aufruf zur Teilnahme an den „Erzählsalons“ und so war bald ein Umdenken erforderlich, denn aufgrund dieser geringen Beteiligung wurde eine filmische Begleitung schlicht unrealistisch. Es musste daher ein neues und möglichst generationenübergreifendes Format für das Filmprojekt gefunden werden.

Bei der Findung halfen dann acht Workshops, die Johanna Pohland zusammen mit den Kindern und Jugendlichen der Medien AG durchführte. Sie hatte bereits in der Vergangenheit solche partizipativen Workshops angeboten und verfügte daher über die notwendigen Erfahrungen. In einem assoziativen und biografisch-dokumentarischen Prozess wurde sich dann gemeinsam dem Stadtteil angenähert.

Im Projektverlauf entstand dann so ein episodenartiger assoziativer Dokumentarfilm, in dem sich die Kinder und Jugendlichen vor und hinter der Kamera auf Spurensuche in Neuberesinchen begeben und ganz unbefangen ihre Sichtweise auf die Orte ihrer Kindheit und die Spuren der Transformation darlegen. Das Besondere an diesem Film ist meiner Meinung nach, dass eben nicht nur aufgezeigt wird, was alles seit dem Ende der DDR verschwunden ist, sondern dass deutlich gemacht wird, dass gerade diese durch die Transformation freigewordenen Flächen großes Potenzial für eine mögliche Nachnutzung bieten. Hier entsteht im Film dann beispielsweise die kindlich unbekümmerte Idee eines großen Freibads in Neuberesinchen. Der notwendige Raum hierfür wäre bekanntlich mehr als genug vorhanden.

Parallel dazu wurden aus der Ursprungsidee der Erzählsalons nun Einzelinterviews mit Zeitzeug:innen, die sich nach und nach über Netzwerkarbeit finden ließen.

Diese Interviews sollen nun zusammen mit den einzelnen Episoden des Films, den gesammelten Texten, Fotos und Audioaufnahmen einen digitalen Erinnerungsraum (zu finden unter: www.leben-in-neuberesinchen.de) entstehen lassen. Dort können dann zukünftig die Besucher:innen die alten und digitalisierten Bebauungspläne und Karten der 70er und 80er-Jahre abrufen und auf diesen punktgenau die Orte der biografischen Erinnerungen im Film und in den Zeitzeug:innen-Interviews abrufen. Beide Projektteile, also Film und Interviews, ermöglichen zukünftig vielleicht ja doch noch einige Erzählsalons bzw. Biografiegespräche. Dies ist jedenfalls die Hoffnung von Antje Materna und Johanna Pohland.

Abschließend kann ich allen Leser:innen nur ans Herz legen, sich diesen interessanten und humorvollen Dokumentarfilm anzusehen und für all jene, die sich noch vertiefender mit den Transformationserfahrungen in Neuberesinchen auseinandersetzen wollen, dürfte sich ein Blick in den künftigen digitalen Erinnerungsraum lohnen. Bei etwaigen Nachfragen zu dem Projekt können sich alle Interessierten außerdem per Mail an: zukunftszentrum@frankfurt-oder.de wenden.

© Tessa Müller

Common Ground – Über Grenzen mitgestalten

Anja Millow & Lukas Lindemann

Das Frankfurt-Słubicer Kooperationszentrum hat sich erfolgreich zusammen mit Kooperationspartnern aus Frankfurt (Oder) und Słubice für das Programm „Common Ground – Über Grenzen mitgestalten“ beworben, initiiert durch die Robert Bosch Stiftung. Was konkret steckt dahinter? Die Zielgruppe dieses Projektansatzes sind Bürgerinnen und Bürger beidseits der Oder. Das klingt doch vielversprechend!

Die Robert Bosch Stiftung, als eine der größten unternehmensbezogenen Stiftungen in Deutschland, möchte mit ihrem neuen Förderprogramm die grenzübergreifende Beteiligung von Bürger:innen im Hinblick auf die Gestaltung und Entwicklung der jeweiligen Grenzregionen fördern. Das große Ziel, am Ende der drei Jahre andauernden Förderperiode, ist die Etablierung von nachhaltigen und somit langfristig bestehenden, grenzübergreifenden Beteiligungsformaten. Dadurch soll eine Stärkung der Demokratie und des grenzüberschreitenden Miteinanders erreicht werden und der Zusammenhalt in den Grenzregionen wachsen.

Aus einer ganzen Reihe von Bewerber:innen wurden acht Grenzregionen in ganz Deutschland von der Robert Bosch Stiftung ausgewählt und Frankfurt (Oder) ist mit dabei. Mit dieser Förderung wird es sicherlich ein Stück leichter werden, die in der Bewerbung formulierte Projektidee umzusetzen: „Eine europäische Doppelstadt auf dem Weg zu einer klimafreundlichen, integrierten und grenzübergreifenden Innenstadt 2035“.

Die Projektpartner:innen luden zunächst Bürger:innen am 02.09.2022 zu einem durch Vertreter:innen beider Stadtverwaltungen moderierten Spaziergang ein. Den hierbei Teilnehmenden wurde erläutert, welche baulichen Maßnahmen jetzt und zukünftig in einem Radius von etwa einem Kilometer um die Grenzbrücke geplant sind und wo sich Freiräume für eigene (partizipative) Gestaltungsideen für die Einwohnenden beider Städte befinden. Während des doppelstädtischen Spaziergangs konnte man bereits Fragen stellen und eigene Ideen und Wünsche äußern hinsichtlich der Gestaltung des Stadtraumes. Nach dem Spaziergang ging es gemeinsam zum ersten deutsch-polnischen Bürger:innenpicknick in den Innenhof der Frankfurter Konzerthalle. Dort wurde, im Anschluss an die feierliche Eröffnung mit Grußworten vom Oberbürgermeister René Wilke und vom Bürgermeister Mariusz Olejniczak, an moderierten Thementischen mit den Teilnehmer:innen diskutiert und gemeinsame Ideen für eine klimafreundlichere und gemeinsam gestaltbare Innenstadt gesammelt. Fleißig diskutieren konnten man zu den Themen Verkehr/Mobilität, Grün, Begegnungsorte und Aktivitäten. Natürlich wurde nicht nur gearbeitet, sondern auch mit Gegrilltem, den mitgebrachten Speisen einzelner Bürger:innen und erfrischenden Getränken gepicknickt. Die dort entstandenen Ideen werden durch die Projektgruppe ausgewertet. Der weitere Ablauf sieht so aus, dass zunächst drei Ideen zur Abstimmung in die FrankfurtApp gestellt werden und die Idee mit den meisten Stimmen eine rasche Umsetzung erfährt. Wir werden dieses spannende Projekt weiter begleiten.

Kontakt:
Stadt Frankfurt (Oder)
Sören Bollmann
Frankfurt-Słubicer Kooperationszentrum,
Internationale Zusammenarbeit und Bildungsbüro
Bischofstr. 1a
15230 Frankfurt (Oder)
Telefon: 0335 552-8515
E-Mail: soeren.bollmann@frankfurt-oder.de
www.frankfurt-oder.de/kooperationszentrum

© Tessa Müller